

es sich desto wirksamer gegen die Ausnützung durch die Ausländer zu wehren vermöchte. Zu diesem Zweck wollten sie zunächst nach England gehen und „Schiffahrt“ studieren. „Navigation“ war das einzige englische Wort, das sie kannten; damit und mit einigem Geldvorrath ausgerüstet, kamen sie nach Mangasaki in das Bureau der englischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, um sich zur Ueberfahrt zu melden. Sie kamen auch richtig an Bord eines englischen Schiffes, aber zu ihrer Ueberraschung als gewöhnliche Matrosen, statt als Passagiere. So mußten sie während der ganzen Reise das Verdeck waschen und andere grobe Dienste thun, ganz wie alle ihre Kameraden, die ihnen obendrein im Spiel ihr ganzes Geld abnahmen, bis auf ein paar Dollars, die sie sorgfältig versteckt hielten. Bei ihrer Ankunft in London fand es sich, daß niemand von ihren Vandsleuten da war, um sie in Empfang zu nehmen. Der Sprache unfundig, wagten sie es nicht, ans Land zu gehen, und blieben auf dem leeren Schiff zurück, bis der Hunger sie endlich dazu zwang, auf Lebensmittel auszugehen. Graf Inouye, auf den das Los gefallen war, erstand für einen Dollar einen Laib Brot, den sie gierig wie Wölfe verschlangen. Am nächsten Tag wurden sie endlich von ihren Freunden abgeholt; sie verbrachten nahezu ein Jahr in London. Ihre erste böse Erfahrung hatte sie merkwürdigerweise nicht von Europa abgeschreckt; sie studierten dessen Einrichtungen vielmehr mit größtem Eifer und übertrugen dieselben in ihr Vaterland, wenn sie auch, wie Marquis Ito lächelnd schließt, die Hoffnung aufgeben lernten: „sich die Europäer vom Leib zu halten“.

„Cornhill Magazine“ (April). Sidney Lee berichtet von der interessanten Auffindung eines Bandes der ersten Shakespeare-Ausgabe, die um 1623 bei Jaggard in London veröffentlicht wurde. Es ist ein Widmungs-Exemplar, das der Verleger einem Freunde geschickt hatte, und dürfte einen der frühesten, wenn nicht gar den allerersten Abdruck darstellen. Es wurden damals fünfhundert Exemplare hergestellt; davon sind etwa zweihundert im vorigen Jahrhundert zustande gebracht worden. Aber kaum zwanzig sind intact, und der größte Theil derselben befindet sich in amerikanischen Händen. Die englischen Antiquare gestehen, daß sich nur dort Liebhaber für diese immer kostbarer werdenden Bände finden.

## Leander.

Novelle von Hermann Bahr.

(Schluß.)

### VI.

Nachdem sich Herr von Handl bei dem Ingenieur bedankt und von dem Assistenten empfohlen hatte, nahm er sein Rad, gab es dem Portier und trat in die Restauration.

In der Nacht gieng noch ein Zug, er konnte bis Attnang kommen. Die Station sah seltsam aus, da waren ganze Berge von Kisten und Körben und Schachteln, man konnte kaum vorbei. In der Restauration war eine große Tafel, da waren die Störungen aufgeschrieben: keine Verbindung mit Salzburg, Unglück bei Straßwalchen; keine Verbindung mit Fischl, nur bis Gmunden; keine Verbindung mit Wien, außer über Budweis. Schöne Situation, dachte Herr von Handl.

Er war aber ganz zufrieden. An diesen Tag konnte er sich erinnern. Das war doch einmal etwas, er hatte endlich etwas erlebt. Immer im Schlafwagen von einem Hotel zum anderen reisen — das hatte er jetzt satt. Aufregungen, Gefahren, Abenteuer, da fühlte man sich doch erst. Seit langer Zeit war ihm nicht so wohl gewesen. Er hätte springen mögen, vor Vergnügen. Er fühlte sich übermüthig wie ein Student. Er war angenehm nervös, herrlich nervös.

„Heute könnte ich einen dummen Streich machen,“ dachte er vergnügt und er sah sich im Saal nach einem „Object“ um. Es waren eine Menge Leute da, Fremde und Linzer. Er sieng auf dem Tisch Tuch zu zeichnen an: einen Canonicus, der ihm vis-à-vis saß, er sah wie ein Hecht aus, dessen Mama sich in einen Frosch verschaut hat; eine elegante Linzerin mit Zugstiefeletten; den Zahlkellner, der ein Wiener sein mußte, er ließ in jedem Schritt die Nostalgie der Großstadt merken.

Dann fiel ihm ein, daß er den ganzen Tag noch nichts gegessen hatte. Er wollte etwas bestellen, er hatte aber keinen rechten Hunger. Er rief den Kellner und fragte ihn, was er essen sollte. Aber das wollte er alles nicht. „Geben Sie mir eine Portion Caviar!“ Caviar war keiner da. Er ärgerte sich. Der Kellner erklärte ihm, daß um diese Zeit der Caviar schlecht ist. Er hatte aber gerade auf Caviar Appetit. Der Kellner schlug ihm einen Nierenbraten vor, der auch sehr gut sei; von der Niere, mit Gurkensalat. Nein, wenn es keinen Caviar gab, wollte er eine Linzer Torte. Die gab es auch nicht. „Ja, was gibt es denn?“, schrie er gereizt. „Warum sagt man denn dann Linzer Torte, wenn man sie nur in Wien kriegt? Geben Sie mir eine Salami! Ich habe überhaupt keinen Hunger, ich will nur ein bißchen naschen!“ Dazu bestellte er sich eine Flasche Medoc und eine Chartreuse. Die Chartreuse war gut. „Lassen Sie mir die ganze Flasche da!“ Er erinnerte sich an seine Pariser Zeit der berühmten Mischungen, Champagner mit Bier, Abjynth mit Chablis, und goß etwas Chartreuse in den Wein. Er dachte freilich, daß es ihm vielleicht nicht gesund war, aber an einem solchen Tag! Man lebt schließlich nur einmal! Und

er war heute gerade in der Stimmung. Schade, daß er keinen Menschen hier kannte. Er hätte gerne gehörig gezecht.

Nach einer Stunde hatte Herr von Handl einen netten, kleinen Schwipps. Wenn er beschwipps war, wurde er immer sehr gut. Er hätte dann alle Menschen beschenken mögen und weinte leicht, aber es war ein freudiges Weinen, von Milde und Liebe. Weil sonst gerade niemand da war, rief er einen alten Mops zu sich, der hinter der Credenz lag, einen scheußlichen Köter, streichelte ihn und war mit ihm zärtlich. Einer alten Frau half er einen Koffer tragen, einem Kinde kaufte er Zuckerln. Dabei summt ihm immer noch die Margarethe in den Ohren. Er hatte gar nicht so viel getrunken; eigentlich war er schon betrunken gewesen, als er begann: von der Angst. Auch hatte er ja fast nichts gegessen. Es macht nichts, sagte er sich vor; heute kannst du dir schon was erlauben, heute wollen wir lustig sein! Und er pfiß so laut, daß der Canonicus, der immer noch aß, verwundert aufsaß und lächelte. Das freute ihn, er nahm sein Glas, neigte es grüßend gegen den Canonicus und trank ihm zu. Dem alten Herrn schien das zu gefallen: er zog sein Kapperl, winkte auf eine fromme Art mit der Hand und grinste über das ganze Gesicht; sagen konnte er nichts, weil er den Mund voll hatte. Herr von Handl fand das sehr nett. „Den Geistlichen thut man auch viel Unrecht,“ dachte er sich.

Jetzt mußte er sich aber doch umsehen, wann eigentlich sein Zug gieng. Der Kellner beruhigte ihn: Der Zug stand schon da, mußte aber warten, bis der von Budweis kam; der hatte gewiß wieder eine Stunde Verspätung und es wurde ja abgerufen. Herrn von Handl konnte das schließlich gleich sein, wann er heute nach Attnang kam, eine Stunde früher oder später. Wenn er nur morgen Früh in Gmunden war! Von da wollte er auf dem Rad oder zu Fuß nach Fischl, das würde ein Triumph sein! Er hätte nur gern gewußt, wie lange es noch dauern konnte, bis der Zug von Budweis kam. Er hätte dann vielleicht noch ein bißchen in die Stadt gehen können, in ein Dingl-Dangl. Es gab in Linz doch gewiß ein Dingl-Dangl, das mußte zu fidel sein. Er versuchte sich die Mädchen vorzustellen; sie waren gewiß recht arm und traurig und hatten verschossene grüne Mantillen um, das dachte er sich besonders rührend. Sie hatten sicherlich Mantillen um, und zwar grüne, er hätte wetten mögen. Schade, daß er nicht hingehen konnte! Er wäre jetzt in der Stimmung gewesen, sich recht rühren zu lassen.

Es regnete nicht mehr, der Mond sah durch die Wolken. Herr von Handl bezahlte, ließ sich noch eine Flasche einpacken und trat auf den Perron. Es war ihm heiß, er wollte in die frische Luft. Sein Zug stand drüben auf dem letzten Geleise. Er stieg in die erste Classe ein und belegte einen Platz. Dann gieng er vor dem Zuge auf und ab. Er bemerkte nun erst, daß er doch recht betrunken war. Er taumelte sogar ein bißchen, die vielen Lichter sprangen um ihn her und schienen ihm ihre Zungen zu zeigen. Wenn nur der dumme Zug endlich schon gekommen wäre! Er wurde ungeduldig. Er hatte eine große Unruhe, es trieb ihn hin und her, er sehnte sich so. Nun war er schon fast dort, nun hielt er es kaum mehr aus. Morgen war er endlich bei ihr. Die arme, kleine Frau! Was mochte sie in diesen zwei Tagen gelitten haben! Sie war so ängstlich. Morgen, sagte er sich, morgen! Aber dann wollte er sie nie mehr allein lassen, nie mehr! Er hatte ja gar nicht gewußt, wie lieb er sie hatte. Jetzt fühlte er es erst. Er hatte sie unaussprechlich lieb. Ida, sagte er leise vor sich hin, meine süße, dumme, kleine Ida, oh, ich hab' dich gern! Er hätte weinen mögen, so lieb hatte er sie.

Er gieng noch immer auf und ab. Der ganze Zug hatte nur fünf Passagiere: die alte Frau, der er früher geholfen hatte, ein paar Studenten, einen Herrn mit einer goldenen Brille, der das „Vaterland“ las, und dann sah er jetzt, als er vorkam, im zweiten Waggon ein Mädchen am Fenster sitzen. Von der Decke schien das Licht auf ihre blonden Haare, das Gesicht war im Dunkeln. Er wollte wissen, ob sie hübsch war. Er trat vor den Waggon, zündete seine Cigarre an und hob das brennende Hölzchen ein wenig, wie eine Kerze. Sie hatte ein feines, moquantes Näschchen, machte aber beleidigt die Augen zu. Doch blieb sie am Fenster. Er gieng bis zur Locomotive, kehrte um und kam langsam zurück. Sie regte sich nicht und behielt die Augen zu. Sie war nett gekleidet und trug ein Plastron mit einer Cravatte, was ihr etwas von einem Knaben gab. Er gieng nun mehrere Male von ihrem Waggon zur Locomotive und von der Locomotive zu ihrem Waggon und blieb immer eine Weile bei ihr stehen. Sie regte sich noch immer nicht und hatte die Augen zu, aber von der Seite schien sie doch ganz leise ein wenig zu blinzeln und er fand es hübsch von ihr, daß sie doch am Fenster blieb. Freilich hatte sie eine kleine Falte auf der Stirn zwischen den Brauen, als ob sie böse wäre, aber sie schien nur oben so streng zu sein, auf den Mund hatte sie vergessen, der lächelte fast. Es mußte auch ein armes Ding sein, das man bei diesem Wetter in der Nacht allein auf der Eisenbahn fahren ließ! Er war schon wieder gerührt. Als er das fünfte Mal zur Locomotive kam und umkehrte, sah er sie nicht mehr. Nahm sie es ihm